

Verwandtschaftsverhältnisse – Geschlechterverhältnisse im 21. Jahrhundert

Sigrid Nieberle, Barbara Schaff, Jenny Bünnig

„... genealogy and reproduction can be seen as two of the most important, but vague and undertheorized, terms in contemporary critical thought.“¹

Der Befund, den Sarah Franklin bereits vor über zehn Jahren erhob, dass ungeachtet der zentralen Bedeutung von Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnissen für gesellschaftliche Ordnungsmodelle unsere theoretischen Instrumentarien zur Analyse von Verwandtschaft immer noch wenig differenziert seien, hat sich durch radikale Entwicklungen in der Reproduktionsmedizin genauso wie durch neue soziale Formationen eher noch verstärkt. Genealogie und Verwandtschaft sind heute mehr denn je Gegenstand gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse. In lebensweltlichen Zusammenhängen begegnen wir Erosionsprozessen und Neuordnungen von biologischen Verwandtschaftsverhältnissen in unterschiedlichen und oft miteinander verbundenen Bereichen: in der Reproduktionsmedizin, in Beziehungs- und Fürsorgeverhältnissen, in der Klein- und Großfamilie, die zunehmend quer zu traditionellen Modellen als Regenbogenfamilie gelebt wird. Es entstehen neue biopolitische, soziale und rechtliche Formen des Verwandtseins, die die Geschlechter- und Verwandtschaftsordnungen grundlegend neu definieren und das Ordnungsmodell der Genealogie zunehmend obsolet erscheinen lassen. Anstelle von auf Abstammung und Blutsverwandtschaft gegründeter familiärer Beziehungen, die auf einer heteronormativen, patrilinearen Struktur beruhen, werden plurale soziale wie biologische Verwandtschaftsformen gelebt. Diese emulieren zum Teil die alten familiären Modelle, erproben aber auch neue Allianzen und Netzwerke und justieren dabei vor allem auch die Funktion der Kategorie Gender in Verwandtschaftsbeziehungen neu. Und nicht zuletzt deligitimieren sie auch die herkömmlichen, auf vertikalen Abstammungsbeziehungen begründeten Rechtspositionen.

Mit den Zugriffsweisen und Methoden der Kultur- und Sozialanthropologie allein, für die das Thema Verwandtschaft und Familie seit jeher ein zentrales Forschungsthema war und ist, wird man der Komplexität von Verwandtschaftsverhältnissen im 21. Jahrhundert nicht mehr gerecht. Es bedarf vielmehr einer weiten kulturwissenschaftlichen Perspektive genauso wie einer an genealogischen Erzählungen geschulten literaturwissenschaftlichen Perspektive. Denn im Bereich von Genealogie, Abstammung und Verwandtschaft haben wir es weder mit reinen noch mit empirischen Wahrheiten zu tun, sondern mit Erzählungen dessen, was war, was ist und was sein wird. Genealogisches Denken dient der Weltdeutung; genealogische Erzählungen zählen deshalb zu den ältesten Erzählformen der Welt. Sie bilden Wissen über den eigenen Ursprung ab – genauso, wie sie es hervorbringen –, bestätigen die patrilineare symbolische Ordnung und sind Spiegel der medialen und soziokulturellen Bedingungen, die Verwandtschaftsnormen und Geschlechterverhältnisse prägen. Neben dieser inhärenten ordnungsstiftenden Funktion haben genealogische

1 Franklin, Sarah (2007). *Dolly Mixtures. The Remaking of Genealogy*. Durham, London: Duke University Press.

Narrative – literarisch, filmisch, spielerisch – auch das Potenzial zur kritischen Subversion von Geschlechterordnung und Geschlechternormen. Sie bieten einen Raum für die Artikulierung von Ängsten, die aus den Störungen, Brüchen und Friktionen entstehen, die die biologische, kulturelle und ökonomische Genealogie schon immer in sich trägt.

Auch wenn in der Populärkultur die Themen der Heirat und Familiengründung sowie damit einhergehende Konflikte traditionell stark vertreten sind, so geht doch die gegenwärtige US-amerikanische Produktion von TV-Serien sehr häufig auf queere Verwandtschaftsrelationen ein. Ein nach *gender*, *race*, *class* spezifiziertes performatives Handeln ermöglicht Figurenkonstellationen jenseits der bürgerlichen konjugalen Kernfamilie. Das dramaturgische Potenzial solcher tragischen, komischen oder grotesken Konfliktformen entsteht primär aus den Dissonanzen zwischen bio-psycho-sozialer Relation einerseits und sprachlicher Konvention andererseits. Wie lässt sich eine ältere trans Frau von ihren Kindern noch länger Daddy nennen (so etwa in *Transparent*; vgl. auch *Sense8*, *Straight Family*, *One Mississippi* u. a.)? Verbindlich in anderer Hinsicht sind überdies egodokumentarische Texte, die Identität stiften und beglaubigen, und vor allem juristische Texte, die verwandtschaftliche Relationen terminologisch, ökonomisch sowie kollektiv- und individualrechtlich regeln. Diesbezüglich erscheint es sinnvoll, sich an die Traditionen einer aufklärerischen zentraleuropäischen Perspektive zu erinnern, insbesondere an die epistemischen Entwicklungen zur biologischen Verwandtschaft. Seit Carl von Linnés Arbeiten unterscheidet eine binäre Nomenklatur für alle Lebewesen zwischen Gattung und Art und generiert innerhalb dieser Ordnung Verwandtschaft. Diese Relationen beruhen gerade nicht auf Sozialität und einer als natürlich geltenden Vielfalt, sondern insofern auf terminologischer, d. i. sprachlicher Konvention, als die abstrakte Kategorienbildung der Taxonomie den Grad der Verwandtschaft festlegt. Die sprachlichen Regulierungsverfahren gelten in anderer Weise auch für humane Gesellschaftsformen. Allerdings könnte man hierzu die These aufstellen, dass das wachsende Bemühen um biologische Vereindeutigung der Verwandtschaft – insbesondere durch die technischen Möglichkeiten der Genetik und Reproduktionsmedizin – vermehrt solche performativen Formen der Verwandtschaft hervorgebracht haben, die Diversität und Ambivalenzen befördern. Kulturelle Praktiken der Adoption, Patenschaft, Leihmutterchaft oder Samenspende würden ohne begleitende sprachliche Regulation ihren Zweck nicht erreichen. Unser Heft möchte daher einige kulturhermeneutische Schlaglichter auf das Thema werfen und mit Beiträgen aus unterschiedlichen Disziplinen fragen, wie Verwandtschaftsverhältnisse derzeit entworfen, gelebt, diskutiert, diskursiviert und letztlich auch naturalisiert werden.

Heinrich von Kleists Novelle *Die Verlobung in St. Domingo* erzählt von der Haitianischen Revolution zwischen 1791 und 1804, die nicht nur mit einer Selbstbefreiung versklavter *people of color* von Rassismus und Sexismus verbunden war, sondern auch mit einer De-Rassifizierung von Verwandtschaft. *Florian Kappeler* wählt einen intersektionalen Zugang zu diesem einschlägigen Text, um sowohl die Narrative von Verwandtschaft herauszuschälen als auch das innovative Potenzial für neue Verwandtschaftsformen zu identifizieren, die zugleich noch von den rassistischen und sexistischen Verhältnissen des Kolonialismus geprägt sind.

Im Aufsatz von *Anna Kasten* geht es um „Rechtliche Imaginationen der Heteronormativität über die Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Mutter, Vater und Kind“. Die

Autorin geht dabei davon aus, dass Heteronormativität Verwandtschaftsbeziehungen sowohl hervorbringt als auch reguliert und organisiert. Auf der Grundlage einer wissenssoziologischen Diskursanalyse von Urteilen zum § 1 Abs. 3 Unterhaltsvorschussgesetz fragt Kasten, wie Verwandtschaft rechtlich konstruiert und mit welcher diskursiven Praxis die Verwandtschaftsrelation festgelegt wird.

In den letzten beiden Jahrzehnten wurden Lesben und Schwule im Globalen Norden und Westen zunehmend entstigmatisiert und teilweise rechtlich anerkannt. So werden gleichgeschlechtliche Lebensweisen inzwischen in herrschende Normalitätsvorstellungen eingeschlossen oder zumindest auf deren Hintergrund verhandelt. Anhand einer diskurstheoretischen Analyse der Debatten im Schweizer Bundesparlament untersucht *Yv E. Nay* Bedingungen und Prozesse der Herstellung von Selbstverständlichkeiten am Beispiel von LGBT*Q mit Kindern. Demzufolge werden „Regenbogenfamilien“ immer wieder auch als Bedrohung für eine künftige gesellschaftliche Entwicklung wahrgenommen.

In ihrem Aufsatz „Familiengründung durch Leihmutterschaft – Aushandlungen zu Elternschaft, familialen und verwandtschaftlichen Grenzen“ untersuchen *Julia Teschlade* und *Almut Peukert* das *doing (being) family* von gleichgeschlechtlichen Männerpaaren aus Deutschland, die sich ihren Kinderwunsch durch eine Leihmutterschaft erfüllen. Über narrative Interviews richten die Autorinnen den Blick auf die Aushandlungen von Eltern- und Familienrollen einerseits und auf die von den Paaren geleistete Abgrenzungsarbeit andererseits. Dabei wird eine Begrifflichkeit deutlich, mit der sich die Diversität intersubjektiver Beziehungen nur unzureichend abbilden lässt.

Den Mittelpunkt des Beitrags von *Julia Prager* bilden Judith Butlers Auseinandersetzungen mit gegenwärtigen Formen von Relationalität und insbesondere von Verwandtschaft und Zugehörigkeit. Auf der Basis von Butlers Relektüre von Sophokles' Tragödie *Antigone*, aber auch ihrer Analysen medialer Darstellungen von muslimischen Personen und aktuellem Protestgeschehen stellt Prager dar, dass normative Beschränkungen jener Relationen sowohl aufgebrochen als auch verschoben werden können.

Offener Teil

Den Offenen Teil dieser Ausgabe eröffnet *Anna Horstmann* mit einer qualitativen Mikrostudie. Am Beispiel der „Th. Goldschmidt AG“ zeigt die Autorin ein Paradoxon auf. Der Erste Weltkrieg wäre ohne die Unterstützung durch die weiblich geprägte Heimatfront nicht zu führen gewesen und hatte gleichzeitig zur Folge, dass sich Geschlechtergrenzen erneut verfestigt haben. Mit Blick auf das Essener Chemieunternehmen, das im Mittelpunkt der Untersuchung steht, wird dabei nach sich neu eröffnenden Handlungsspielräumen für weibliche Büroangestellte und nach der Konstruktion von Geschlecht im Rahmen des ersten industrialisierten Krieges gefragt.

Unter dem Titel „Gleicher Titel, ungleiche Entlohnung“ untersucht *Lea Goldan* Lohnunterschiede zwischen promovierten Frauen und Männern in Deutschland. Während die Lohnunterschiede unter Akademiker_innen bereits vielfach analysiert wurden, können sie in Bezug auf Promovierte bislang weder beziffert noch erklärt werden. Vor dem Hintergrund, dass Promovierte sowohl gesellschaftliche und politische als auch

wirtschaftliche und wissenschaftliche Spitzenpositionen einnehmen, sind die sozialen Ungleichheiten in dieser Gruppe besonders relevant.

Im Zentrum des Aufsatzes von *Okka Zimmermann* steht die Frage, ob und, wenn ja, wie sich öffentliche und wissenschaftliche Diskurse um Vereinbarkeit von Beruf und Familie in der Alltagskommunikation und in Vereinbarkeitsstrategien von berufstätigen Müttern wiederfinden. Auf der Basis von qualitativen Interviews arbeitet die Autorin heraus, dass die Befragten vielfach ein Bild von sich als „Familienmanagerinnen“ entwerfen, denen die Verantwortung für die Vereinbarkeit selbst zukommt. Daraus lässt sich schließen, so Zimmermann, dass die Frauen neoliberale mediale Vereinbarkeitsdiskurse weitestgehend übernommen haben.

Britta Thege, Juliane Köchling-Farahwan und *Sonja Börm* präsentieren in ihrem Beitrag erste Ergebnisse eines Forschungs-Praxis-Projekts gegen soziale Isolation und digitale Exklusion älterer Menschen. Ein großer Teil der Senior_innen in Deutschland zählt derzeit zu den Offliner_innen; nicht zuletzt durch die fehlende Digitalkompetenz sind sie von sozialer Isolation bedroht. Dies betrifft in besonderer Weise Frauen, die mehr als doppelt so häufig wie gleichaltrige Männer allein leben. Mit Fragebögen, Netzwerkkarten und Gruppendiskussionen haben die Autorinnen ein Weiterbildungskonzept umgesetzt. Aus dem Projekt geht hervor, wie sich der Wissenserwerb im Bereich der Neuen Medien positiv auf die Selbstständigkeit und das Selbstvertrauen der Teilnehmenden auswirkt, auch wenn digitale Netzwerke den persönlichen Austausch nicht ersetzen.

Abgerundet wird das Heft durch Besprechungen von vier aktuellen Publikationen aus dem Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.